Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 13

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

lich nach einem versteckten Raspelplätzchen Umschau hielten und das Entzücken der Versöhnung unter Tränen, Küssen und Gelöbnissen zu kosten begannen, kamen zwei ältere Herren durchs Gehölz, bei deren Anblick Mie wie in Lebensgefahr zusammenfuhr.

„Himmel, mein Vater!" schrie sie leise auf. Mit grausam verstörtem Gesicht entriß sie sich des Geigers Arm und flüchtete in das nahe Hexenhäuschen. Erst nach langen Minuten kam sie wieder zum Vorschein. Die beiden Spaziergänger waren verschwunden. Der verlassene Liebhaber hingegen saß wie ein begossener Pudel auf seinem Platz.

„Sei mir nicht böse, Mutz! Du ahnst ja nicht, was geschehen wäre, wenn der Vater mich mit dir zusammen ertappt hätte!" sagte Mie schuldbewußt. Wider Willen mehrte sie in ihm noch das Gefühl der erlittenen Schmach. Daß sie ihre Liebelei vor dem Alten verheimlichen wollte, durfte er ihr zwar nicht verargen, allein das Entsetzen, das sie dabei bekundet hatte, konnte er sich nur so erklären, daß sie es als eine Schande empfand, mit ihm, dem musizierenden Zigeuner, gesehen zu werden. Das Ressentiment des sozial Tieferstehenden gegen die hochmütige Generalstochter, das vornehme Schloßfräulein, verdrängte im Nu jede andere Empfindung. Ungestüm wies er ihre Zärtlichkeiten zurück.

„Ich danke für die Bescherung, meine Liebe! Daß du dich schämst, dich vor den Leuten mit mir zu zeigen, habe ich schon lange gemerkt. Pfui, Mie, du bist ja feig! Mit so einem Herrensöhnchen beisammen wärst du schwerlich ausgerissen. Such dir einen andern, mit dem du dich in die Büsche schlagen kannst!"

Bevor sie ein Wort zu ihrer Verteidigung fand, hatte er die Parktreppe erreicht. Zwei, drei Stufen auf einmal nehmend, entschwand er ihren Blicken. Schluchzend fiel sie auf die Bank zurück! Das erste Zerwürfnis! Ihr war bitter und weh zumute, weil sie fühlte, daß der Beleidigte die lautere Wahrheit gesprochen hatte. Konnte sie's denn vor sich selber leugnen? Sie zitterte doch stündlich vor Entdeckung, wählte stets entlegene Orte zum Stelldichein und hütete sich ängstlich, mit dem Geliebten in der Stadt oder im Kurgarten zusammenzutreffen. Hatte an diesem Verhalten das Bewußtsein: „Nur ein Geiger!" nicht mehr Anteil, als die fromme Scheu, ihre heimliche Liebe bloßzustellen oder als die Sorge, den Eltern Kummer zu bereiten? Gewiß, niemals würden diese dulden, daß ihre Tochter mit einem Spielmann umging. Aber fragte sie denn sonst so viel nach den Wünschen ihrer Erzeuger? In manchen ersten Lebensfragen hatte Mie ihren Willen gegen jene hartnäckig durchgesetzt. Und jetzt — vom mächtigsten Drang beseelt, vom höchsten Daseinsgefühl durchdrungen, gebrach es ihr an Mut zur Offenheit, trieb sie ein entehrendes Versteckspiel?

Wahr, sie hatte durch ihre kopflose Flucht den Stolz des Freundes tödlich getroffen, ihn deutlich merken lassen, daß ihr die schönste Tugend einer liebenden Seele völlig fehle. Himmel nein, so gering sollte er nicht von ihr denken. Sie wollte ihm bald beweisen, daß sie nicht eine feile Dirne sei, von der er sich mit Verachtung abwenden durfte.

*

„Wieso Himmelbach? Den Namen habe ich überhaupt noch nie gehört. Wer ist denn das?" fragte die Generalin, als sie Mies Anordnungen zu ihrem siebzehnten Geburtstag nachprüfte. Der Riesentisch auf der Veranda war für annähernd zwanzig Personen gedeckt. Das ging denn doch — hm, gar so üppig hätte die Tochter auch nicht ins Zeug zu fahren brauchen!

Mie lief übertrieben geschäftig hin und her, stellte Blumenvasen, Kuchenplatten, Schüsseln mit Erdbeeren und Schlagsahne auf. Jetzt galt es nur, den fragwürdigen Handel kaltblütig durchzufechten, ohne die geringste Blöße sich zu geben.

„Ach richtig, Mama ... Ich vergaß ja ganz ... Das ist nämlich ein junger Musiker und Komponist, den ich neulich bei Finckhs kennen lernte. Er will uns heute einige seiner Kompositionen vorspielen!" erklärte sie mit bewunderungswürdiger Seelenruhe.

Die Herrin des Hauses machte Augen wie für eine Großaufnahme, fuhr jedoch beim Anblick einer zweiten Karte noch bestürzter zurück. Dann gab es kein Halten mehr. Ahnungsvoll lief sie von einem Gedeck zum andern.

„Taddeoli? Sienz? Zöpfl? Um Himmelswillen, Kind ... was bringst du mir da für Leute ins Haus? Ist denn eine Seiltänzertruppe hier eingetroffen?"

„Aber Mama! Das sind doch lauter Kollegen von Himmelbach, die bei der Wiedergabe seiner Stücke mitwirken."

„Und das sagst du mir erst jetzt? Na, hör mal, da hättest du mich aber wirklich erst fragen können!"

Die kluge Tochter enthielt sich der naheliegenden Bemerkung, daß dann sehr wahrscheinlich nichts daraus geworden wäre. Auf dergleichen Vorwürfe reagierte man erfahrungsgemäß am besten mit einer stürmischen Umarmung.

„O Mutti! Begreifst du denn immer noch nicht! Es soll doch eine Ueberraschung sein. Keine meiner Freundinnen hat einen Schimmer. Ich freu' mich ja so sehr darauf!" (Fortsetzung folgt.)

Im Bahnwärterhaus.

Ein Winterabend im Bahnwärterhaus.
Wirbelnder Schnee und Sturmgebraus.
Im Ofen knisternd ein Feuerlein loht.
Die Mutter schneidet den Kindern Brot.

Der Zeiger springt auf ein Viertel nach acht:
Da gellt das Signal durch die windige Nacht —
Der D-Zug nach Warschau ... Der Vater stumm
Legt sich den zottigen Schafpelz um.

Ich trete zum Fenster und sehe ihn stehn:
Groß und dunkel in wirbelndem Wehn —
Auf die Geleise Laternenschein fällt — —
O Weg in die Ferne, die Freiheit, die Welt!

O Enge der Heimat, o Strenge der Pflicht!
Der Vater hebt winkend das grüne Licht
Und senkt es wieder ... Laut donnert der Zug —
Ob er das Glück wohl vorübertrug — —?

J. Linberg.

Rundschau.

Mussolinis Angebote.

Auf den Besuch Macdonalds hat der italienische Diktator mit einem Plan geantwortet, der äußerst geschickt zu nennen ist. Er will Deutschland, Frankreich, Italien und England zu einem Vierbund vereinigen, und dieser Block der europäischen Hauptmächte soll in Eintracht die Differenzen schlichten, welche sich aus den verfehlten Friedensverträgen ergeben haben.

Die Bekanntgabe des Planes hatte die sonderbare und von vielen nicht erwartete Folge, daß sich in Genf auf einmal alle kleinen Völkerbundsmitglieder entschlossen, sofort den Abrüstungsplan Macdonalds zu besprechen, während man vorher geglaubt, diese Diskussion würde verschoben werden.

Diese rasche Diskussionsbereitschaft ist aus der Angst Frankreichs zu erklären, Mussolinis Plan könnte die französische Front überflügeln und Europa auf Wege bringen, welche die Revision der Verträge zwangsläufig nach sich ziehen müßten. Ueberhaupt ruhte Frankreich nicht. Seine Sekundanten im Osten erklärten rund heraus, mit dem italienischen Plane sei es nichts, Frankreich könne seine Ver-

bündeten nicht opfern. Sehr deutlich war Polen, aber auch die Serben und Tschechen protestierten aufs heftigste.

Nun hat Mussolini einen neuen Vorstoß gemacht: Die „Kleine Entente" soll als fünfte Großmacht mit von der Partie sein. Man muß abwarten, ob nicht diese Wendung Paris erkennen läßt, der römische Plan sei sehr vernünftig. Denn in der Tat, er böte alle nur denkbaren Gelegenheiten, innerhalb der neu gegründeten Allianz das alte Spiel fortzusetzen. Die „Kleine Entente" setzt sich auch in Zukunft zusammen aus den unbedingt franzosentreuen Tschechen und Serben und den halb italienfreundlichen Rumänen. Denkt man daran, sie zu erweitern durch Eingliederung Bulgariens und Ungarns oder gar Oesterreichs, so bietet dies allen Garantien, in den Balkan- und Donau-Hauptstädten weiter zu intriguieren.

Wenn man in der Mussolini-Entente der Zukunft nur eine Neuauflage des bisherigen zerrissenen Europa erblicken will, eine Idee steckt in ihr: Die Zusammenfassung der bisher Uneinigen in einer Form, die vielleicht Möglichkeiten in sich schlösse, ihre Front nach außen, d. h. gegen Rußland und den Bolschewismus zu kehren, und eben dies ist es, was ihr eine gewisse Werbekraft geben muß.

Diese Front zu bilden, ist ja auch das Ziel Hitler-Deutschlands, und nicht umsonst empfehlen sich die neuen Herren bei der ganzen Welt als die Retter der Kultur vor der asiatischen Barbarei.

Jedenfalls aber hat Mussolini den Versuch Englands und Frankreichs, die drohende fascistische Front vor ihrem Entstehen durch Lostrennung Italiens zu sprengen, mit einer sehr gefährlichen Gegenaktion lahmgelegt. Niemand kann ihm nachreden, er sei Einigungsplänen entgegengetreten. Im Gegenteil, er wird behaupten können, mit noch größern Zusammenfassungsplänen geantwortet zu haben, und kann beifügen: Ich habe auch stillschweigend auf die Ziele gewiesen; Europa soll sich einigen und nach außen wenden. Daß diese Groß-Entente mit Deutschland die passiven Demokratien dem lebhaft aktiven Fascismus in die Hände geben würde, das braucht er ja nicht zu sagen, das merken sie schon selbst. Darum auch die Widerstände Frankreichs.

Der aufgeschobene Staatsstreich.

Man erwartete in den letzten Tagen die Nachricht vom Zuschlagen der österreichischen Heimwehren gegen Wien. Aber der auf letzten Sonntag erwartete Schlag ist noch nicht erfolgt. Die Mannschaften lagern sich in verschiedenen Ortschaften Niederösterreichs und zum Teil in Wien selber, aber vorderhand raufen sie sich nur mit den Nazis herum.

Weshalb man nicht losgeschlagen, das scheint klar zu sein. Die Gewerkschaften sind zur Gegenwehr bereit und können wenigstens mit einem Generalstreik antworten. Die Regierung Dollfus ist nicht sicher; die Umwälzung dürfte ihrer Ansicht nach zu keinem Bürgerkrieg führen. Deswegen wird nun einerseits ein allgemeines Verbot des Republikanischen Schutzbundes vorbereitet, anderseits ein Gesetz zur Erschwerung des Streiks in Angriff genommen. Die Regierung will den Gegner zuerst an allen Gliedern fesseln, ehe sie dran geht, ihn umzuwerfen. Mit den Füßen im Sack wird die Gegenwehr zu einem bloßen „Sackgumpen", so denkt sie. Und wahrhaftig, was ist besser geeignet, einen Gegner, der auf den ersten Schlag zum vornherein verzichtet, so einzuspinnen, daß er schließlich auch keine Antwort auf den geschwungenen Knüppel mehr geben kann!

Was also in Oesterreich aufgehoben scheint, ist nur aufgeschoben. Vielleicht hängt diese Aufschiebung auch mit den Aktionen der großen Mächte zusammen. Seit Mussolinis großem Plan ist es ja unsicher, wer die Führung behält. Führt Frankreich weiter, wie bisher, dann wird es die Christlich-Sozialen und womöglich die Habsburger-Restauration gegen Hitler beschleunigen. Kommt aber Italien obenauf, so wird auch der Heimwehrputsch nur eine Geste sein, die dem Vordringen des Nationalsozialismus auf die Dauer nur Wind in die Segel gibt.

Hitler allmächtig.

Der Reichstag, der in der Krolloper tagte, um die Regierung instand zu setzen, ihn selbst für unbegrenzte Frist nach Hause zu schicken, hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Mit allen gegen ein Hundert sozialistischer Stimmen nahm er das „Ermächtigungsgesetz" an, ein Gesetz, das der Regierung einfach das Recht zur Gesetzgebung überhaupt gibt, aber mehr, zur Abfassung von Erlassen, die nicht mit der bisherigen Verfassung übereinstimmen.

Damit ist nun der Diktator im Besitze einer „Voll-Macht", wie sie kaum Mussolini oder Stalin besitzen. Und wenn je eine Regierung rücksichtslos zeigen konnte, daß sie etwas will und es auch durchzuzwingen bereit ist, so die heutige deutsche. Ihre Sprecher verheißen, es würden in dieser Hinsicht Ueberraschungen erfolgen. Man ließe sich wirklich furchtbar gern überraschen von unerhörten neuen Ideen. Und man ist gern bereit, in den Chor jener „bekehrten" deutschen bürgerlichen Blätter einzustimmen: „Wenn diese Regierung scheitern sollte, so möge der Himmel Deutschland gnädig sein!"

Ihr einzig übrig gebliebener Gegner im Lande selbst ist die ungebändigte Wirtschaft. Auf sie kann der Chef und können die Minister ihr Augenmerk richten. Hitler hat eine Rede gehalten, die noch einmal und zum xten Mal all die Belange aufzählte, welche in Deutschland seit 14 Jahren zu kurz gekommen: Das Vertrauen der Nation zu sich selber, die Ehre, die vor allem keine Korruption dulden wird, die Sitte ꝛc. Er möge die in der Wirtschaft wurzelnden Ursachen dieser fehlenden Kräfte finden und in das Chaos Plan bringen, dann wird sich seine mit scharfen Drohungen verheißene Vernichtung des deutschen Bolschewismus ganz von selber machen, und die Konzentrationslager für Marxisten, wie das in Dachau bei München, werden bald sehr überflüssig sein.

Vorderhand hat man von Taten noch wenig gespürt. Die Durchbesetzung der Staatsämter mit den Parteigängern nimmt zunächst noch alle Zeit in Anspruch, und im übrigen müssen die erregten Massen der S. A. beruhigt und im Ausland das Gefühl verbreitet werden, daß nun im Reiche Ordnung herrsche.

Mit Bangen stellt man fest, daß die arbeitslosen Millionen zum Teil weiter hungern, und man möchte wissen, wie sie weiter unterstützt werden sollen, oder wie bald sie Arbeit kriegen. Durch Förderung der Exportindustrien oder aber des Inlandkonsums?

Exportfördernd ist sicher nicht das „deutsche Fettmonopol", das mit Hindenburgs Zustimmung in Kraft tritt und der Regierung praktisch die Möglichkeit gibt, jedes ausländische Fett und Oel vom deutschen Markte auszuschließen. Als Antwort auf diese Maßnahme werden sicher die fremden Staaten alles andere vorkehren als etwa die Erleichterung der deutschen Ausfuhr. Und wird der neue Kurs für neue Exportausfälle im deutschen Inland Ersatz schaffen durch Steigerung der Kaufkräfte?

Hier liegt das Problem, und hoffentlich wird es erkannt, sonst könnte man am Ende zur Siegesstimmung, die nun bei den neuen Herrschenden schwellt, jenen gutschweizerischen Spruch schreiben müssen:

„An einem Hochzytstag ischt Freud u Gyge,
Wenn das vorüber ischt, chunnt Chrütz u Lyde."

-an-